Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1930

167 (21.7.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Wind

Wind, Wind, du mein trauter Gefährte,
Erfüllst mir die Brust
Mit kraftvoller Lust,
Befreist mich von Schwere der Erde!

Du braust einher auf scharfem Rosse,
Fegst hinein in die kleinste Gasse,
Nimmst hinweg auch mit sicherer Hand,
Was an Leid mein Schaffen bannt!

Dank dir Freund, du wilder Geselle,
Spülst hinweg mit heftiger Welle,
Alles, was morsch und schlecht und alt —
Ich kenn dich auch in andrer Gestalt.

In Sommernächten weich, linde und zart —
Wie Mutterart.
Wenn du kosest die zarten Wangen,
Des Mägdleins Sehnsuchtsbangen.

Oder der Rosen Blütentraum,
Oder der Quelle Wellenschaum.
Immer ein Tröster, ob hart ob lind —
Bist du ein wahres Götterkind! —

Hilde Dreyer

Kind und Geld

Von Margret Halm

Bubi ist zwei Jahre alt. Papa gibt ihm Geldstückchen zum Spielen.

„Muß das sein? Geld ist kein Spielzeug. Geld ist eine ernste und eine so abscheuliche Sache. Lassen wir, solange es geht, sein Köpfchen frei davon."

„Ich glaube nicht, daß er sich große, finanzwirtschaftliche Gedanken darüber machen wird," lacht Papa.

„Da hast du einen Taler, geh auf den Markt, kauf" . . .

War das gestern?

*

„Drei Pfennige willst du mir nur geben?" sagt der Bub. Er ist jetzt sieben Jahre alt.

„Von Papi habe ich immer einen Taler gekriegt und er hat gesagt, das sind drei Mark."

Also doch. Ja, so ein Kindköpfchen.

„Mutti, willst du mir nicht zehn Pfennige geben?"

„???"

„Rote Bonbons. Ach Mutti, rote Bonbons!! Elf Stück bekomme ich dafür."

„Zehn Pfennig ist viel Geld, mein Kind."

„Viel Geld? Nun dann gib mir fünfzehn Pfennig."

„Aber Bubi, das ist doch noch mehr."

„So, nun dann gib mir zwanzig."

„Zwanzig Pfennige für rote Bonbons, mein Junge! Für zwanzig Pfennige kann man schon was Rechts kaufen. Ein Schulheft oder einen Federhalter, fünf Brötchen."

Vergebliche Mühe, das geht ihm nicht ein.

*

„Du böser Bub, jetzt kommst du in die Ecke!"

Lacht der Bub. Na, wenn schon.

Ich strafe ihn mit Zusaufsebleiben. — Strat ich mich selber. Mit hauen — tut ihm nicht weh (gar zu fest will man doch nicht). Mit Speise entziehen — man gibt schon ohnehin nicht mehr als er benötigt. Süßigkeiten versagen — ein Stück Wurst oder Gurke ist ihm ohnehin lieber. Schwierige Sache so ein Kind.

„Mutti, gib mir fünf Pfennige."

„Nein, du bist bestraft."

Bittere Tränen. Oha, ein Gedanke! Da können wir zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Wir machen also aus, mein Bub und ich, daß er am Ende jeder Woche 25 Pfennige bekommt, wenn in der ganzen Woche an seinem Betragen, seinen Schularbeiten nichts auszusetzen ist. Für jede Ungezogenheit werden ein paar Pfennige abgezogen. Zwei, drei, fünf, je nach der Schwere des Vergehens. Das zieht. Donnerwetter, gibt der Bub sich plötzlich Mühe und die Berechnung seiner Kasse, mit Aufschrieb doppelter und dreifacher Kontrolle nimmt gar kein Ende.

„Mutti, ich brauche Ersatzteile für . . ."

„Warum nicht, wenn dein Geld reicht."

„In meiner Kasse sind zweiunddreißig Pfennige. Legst du mir drauf, was fehlt?"

„Nein, denke gar nicht dran. Wenn man nicht genug Geld hat zum Kaufen, muß man warten können und sparen, bis man genügend beisammen hat. Ob das ein Auto ist, ein Villa am Genfer See oder für 45 Pfennige Baukastenersatzteile — man muß sie beisammen haben oder sie verdienen.

„Wie soll ich das machen, 12 Pfennige verdienen?"

„Ei, nun, da gibts schon Möglichkeiten. Du kannst mir dieses und jenes helfen, dafür werde ich dir einen Pfennig geben oder zwei, wenns sehr viel Arbeit macht."

Strahlt der Bub.

Sieben Jahre ist früh, um Geldbegriffe und Verdienergeist zu erwecken. Doch ich möchte den Pfennigwert in das kleine Gemüt hineinsenken. Mit acht und neun Jahren aber achtet mir das Kind einen Pfennig nicht mehr, dann muß es schon ein Fünfziger sein oder eine Mark und der Pfennigwert geht ihm verloren.

„37 Pfennige habe ich nun, sagt der Bub. So leih mir das Geld."

„Doch in der nächsten Woche werden dir diese acht Pfennige abgezogen."

So lernt er, daß einem das Leben nichts schenkt und man nichts schuldig bleibt.

*

„Mama, ich hab dem Rolf einen Zehner geliehen, er hat sein Trambahngeld vergessen!"

„Leih nichts her, mein Junge. Entweder bekommst du es nicht wieder und wenn du es zurückverlangst, macht man dir ein Gesicht. Ich will selbst dem Rolf den Zehner geben." (Ei, wenn schon, dann soll er gleich den richtigen Geldbegriff kriegen, so wie es nun mal ist. Und —)

„Mutti, heute ist Zahltag. Du schuldest mir . . ."

„Ich weiß, mein Junge, ich geb dirs nachher, heute nachmittag oder morgen. Warte du nur ruhig mal ein bißchen und spüre auch, wie es ist, wenn man zusehen muß, wenn einer zahlen soll, dem es nicht eilt. Auch das gehört heute dazu.

Der Tunnelwärter

Beim Bau der Bahnlinie, der heute fast siebzig Jahre zurückliegt, hatte die Durchbohrung des „Großen Rotsteins", einer Berggruppe, die sich zu ansehnlicher Höhe erhob, den bauleitenden Ingenieuren den meisten Kummer bereitet.

Das Land der näheren Umgebung lag flach und sattelartig, während sich hier felsige Kuppen emporwarfen, die damals das Bahnprojekt zum Scheitern zu bringen drohten. Da eine Umgehung des ausgedehnten Hochgebietes nicht möglich war, hatte man sich an die Tunnelbohrung gewagt, zeitweilig stockte die Arbeit, da die zu überwindenden Schwierigkeiten die maschinellen Mittel der damaligen Zeit übersticgen. Endlich aber, nach einer Bauzeit von über drei Jahren war die Berggruppe besiegt und damit das letzte Hindernis zwischen der Verbindung zweier aufstrebender Städte überwunden. Alsbald konnte der Verkehr aufgenommen werden und zu dieser Zeit wurde der alte Steffen, einer der Arbeiter, dem beim Tunnelbau ein vorzeitig abgegebener Sprengschuß das Bein zerschlug, mit der Aufgabe eines Tunnelwärters betraut.

Links am Tunneleingang wurde ein kleines Sandsteinwohngebäude errichtet, das sich heute noch wie schutzsuchend an die steile Bergwand anlehnt. Breit ragen die dunkelästigen Eichen über das niedrige Dach und der wilde Wein rankt heute seine Blätter weit über die Tunnelöffnung, die einem finsteren Rachen ähnlich dem Eingang zur Unterwelt gleicht. Den wilden Wein pflanzte der erste Wärter, dem die Pflicht oblag, täglich den Tunnel zu durchgehen und zu prüfen, ob irgend ein Rutsch den durchfahrenden Zügen gefährlich sei. Steffen versah diesen Dienst noch 25 Jahre. Fast ein Menschenleben lang fühlte er sich wohl in der Einsamkeit und fühlte sich innig mit dem Tunnel verwachsen.

Die Liebe zum Dienst und den gleichen Trieb nach Einsamkeit und Stille vererbte Steffen auf seinen Sohn. Der im frühen Alter von kaum vierzig Jahren bei einem Kontrollgang im Tunnel von einer Lokomotive überrascht wurde und dabei auf den Schienen den Tod fand.

Der einzige Sohn des Toten, Hans, übernahm bald darauf die Pflichten seines Vaters, denen er sich mit ganzer Seele hingab.

Der Zugverkehr stieg in den nächsten Jahren beträchtlich. Eine Erweiterung des Tunnels hatte sich als notwendig erwiesen. Nach dem bedauerlichen Unfall wurden die beiden Tunnelwärter durch eine Telefonanlage mit den Stationen verbunden, wodurch verhindert werden sollte, daß bei den noch mangelhaften Signalanlagen der damaligen Zeit von beiden Seiten gleichzeitig Züge in den Tunnel gelangten.

Jahre vergingen. Die Linie war heute zweigleisig. Die Zahl der die Strecke passierenden Züge hatte sich verzehnfacht, wodurch infolge der bedingten Erschütterungen der Zustand des Tunnels litt. Jährlich mußten an den rissigen Wänden Ausbesserungen vorgenommen werden. Die Natur arbeitete. Der Tunnelwärter merkte am besten, wie der Berg keine Ruhe gab und sich immer wieder gegen die Vergewaltigung durch Menschenhand wehrte. Durch die Pflege in drei Generationen, die der Tunnel in Obhut der Familie Steffen war, fühlten sie sich mit ihm verwachsen wie mit der Erde, auf der das Sandsteinhäuschen stand, wie mit den Tannen, die sie umgaben, wie mit dem munteren Quell, der in der Nähe durch das Moosbett gurgelte und ihnen das Wasser lieferte. Für Steffen gab es nichts außer seiner Familie, die kinderlos geblieben, und dem Tunnel.

Die Zeit um ihn brachte Sommer und Winer, Kälte und Hitzewechsel, die der Tunnel gleichermaßen spürte und die sich in seinem baulichen Zustand äußerten. War das Jahr naß und gewitterreich, so sickerte das Wasser durch die Steinquadern und die Tunnelwände schienen sich zu senken, um sich bei längerer Trockenheit zusammenzuziehen wie ein trockener Schwamm. Jede Zugfahrt ließ dann Steine abbröckeln und erschütterte den Berg in allen Tiefen. Jahrelanges Verwachsensein mit dem riesigen Schacht hatte die Steffens feinfühlig gemacht für Anzeigen, die ein Fremder nie beobachtet hätte.

Als der Beamtenabbau einsetzte und auch die Bahnverwaltung sich bemühte, Sparsamkeit zu üben, machte ein besonderer Ingenieur den Vorschlag, die Zugmeldung durch eine elektrische Signalanlage zu ersetzen und für die Prüfung der täglichen Tunnelfestigkeit ein besonderes elektrisches Meldesystem in den Tunnel zu legen, das jede Erschütterung automatisch registrieren und auf eine fein ausgeklügelte Klingelanlage der nächsten Station übertragen sollte. Da nach einer vorausgegangenen Prüfung durch Theoretiker der Bahnverwaltung die Gefahr einer Tunnelsenkung zurzeit nicht gegeben war, war die Idee keineswegs schlecht. In der Theorie bedeutet sie einen Fortschritt auf dem Wege zum Ersatz der Menschenkraft, sollte der Verwaltung für immer die Einsparung zweier Beamten ermöglichen. Der Ersatz aller Kräfte durch maschinelle Vorrichtungen war Parole. Also sollte auch Steffen, der Tunnelwächter weichen. Er aber lehnte es ab, sich in neue, städtische Verhältnisse verpflanzen zu lassen und wurde daraufhin, obwohl noch dienstfähig, zwangsläufig pensioniert. Die Wohnung am Tunneleingang wurde ihm gnadenweise belassen, da eine Verwendungsmöglichkeit für sie nicht bestand,

Und abermals verflossen Monate. Das elektrische Meldesystem funktionierte einwandfrei. Und abermals schien Menschenwerk über Naturgewalt zu triumphieren. Nur Steffen glaubte hieran nicht, haderte mit der ganzen Welt und schlich verbissen durch die Umgebung.

Der Sommer war mit seiner ganzen Pracht eingekehrt und die Wiese vor dem Sandsteinhaus trug ihr buntestes Kleid. Der wilde Wein blühte. Der Abend war voll Schwüle geladen und um die Bergkuppe sammelten sich schwarze Wolken. Ein Gewitter zog sich zusammen, bald schnellten Blitze am Firmament, die Wolken brachen auf, und der Himmel schien alle Schleusen zu öffnen. Donner ließ die Erde erbeben. Die alten Tannen auf der Tunnelkuppe brachen wie Glas. Steine kamen ins Rollen. Steffen stand am Fenster seines Hauses und sah in die von Blitzesgarben erhellte Finsternis. Dann drang ein Bersten aus dem Tunnelinnern, als wollte sich die Erde öffnen. Der Berg erbebte und das Sandsteinhaus zitterte. Dazwischen ertönte das Abläutesignal des Abendschnellzuges. Ahnungslos stützte Steffen hinaus, kämpfte sich in strömendem Regen vorwärts, dem daherbrausenden Zug entgegen. Rechtzeitig wurde er von ihm zum Stehen gebracht.

Wie sofort festgestellt wurde, war im Tunnelinnern ein Teil der Decke eingestürzt, ohne daß die unfehlbare Meldeanlage diesen Schaden registriert hätte. Die Leitungen waren von den Felsen durchschlagen und damit außer Betrieb gesetzt. Und schon am nächsten Tag nahm Steffen unter Anerkennung seiner besonderen Umsicht seinen Dienst wieder auf. Er hatte Recht behalten — der Berg ließ sich nicht mit trockener Theorie bezwingen, man mußte ihn kennen, und um ihn zu verstehen — lieben.

Willy Wagner-Stürmer

Die Himmelsschuhe

Novelle von Louise Schulze-Brück

Copyright by Hesse u. Becker Verlag, Leipzig

3 (Nachdruck verboten.)

Sie hatte nicht geschrien. Zusammengebissen hatte sie die Zähne, daß ihr die Zunge noch Tage nachher wund und weh war, und wenn die Schwester ihr gut zuredete, dann hatte sie nur dumpf gestöhnt. Und ihr Kind lebte, ein kerniges gesundes Mädchen wars, um das die andere sie gewiß mit allen Fasern ihres Herzens beneidet hätte, wenn sies hätte sehen können. Und sie hatte sich doch kaum Brot und Salz genug gegönnt die letzte Zeit.

Dann stand sie auf der Straße — am zehnten Tag, daß das Kind auf der Welt war —, mit dem lebendigen Bündel auf dem Arm und den zwanzig gesparten Talern in der Tasche. Und ein Papier hielt sie krampfhaft fest, das hatte die Schwester ihr gegeben, darauf stand die Adresse einer Krippe, wo sie solche kleinen Dinger aufnehmen, wenn die Mutter ein paar Franken vorauszahlen kann. Und die Schwester hatte ihr ernstlich ins Gewissen geredet, das Kind dahin zu bringen, und nicht in andere „Pflege", in solche, wo es so schnell als möglich zu einem „schönen Engel im Himmel" gepflegt würde. Sie stand und überlegte — sollte sie ins Wasser gehen mitsamt dem Kind, da wo der Fluß breit und strudelnd unter der stolzen Brücke hindurch strömte, im Stadtpark — des Abends wars da ganz still —, sie wußte das, sie hatte in den letzten Monaten oft genug dagestanden und gewünscht, sie triebe erst da mit den schwarzen Wellen vorüber, und doch nicht die Courage gehabt, den Sprung zu tun, — sollte sie das Kind irgendwohin legen, wo mitleidige Menschen es finden würden? Dann kam es ins Waisenhaus, wußte nichts von Vater und Mutter, wurde nachher unter fremden Leuten herumgestoßen. Ach, ihr Kopf war so schwer und ihr Körper so schwach, kaum daß ihre Beine sie trugen, langsam schlug sie die Richtung nach dem Park ein. Der stand im ersten Frühlingsgrün. Als sie auf eine versteckt stehende Bank schwer niederfiel, roch es nach Veilchen, und vor ihr im Rasen glänzte es sonnengelb — eine Dotterblume wars, wie sie daheim zu Tausenden auf der Waldwiese gestanden hatten.

Das Kind schrie, sie gab ihm zu trinken, sah es an, wie es so behaglich sog, und als es satt war, stand sie auf, lief so schnell sie konnte durch den Park, durch die Straßen dem Hause zu, dessen Adresse auf dem Papier stand. Und in der Furcht vor sich selbst, vor dem, was sie vielleicht tun könnte, gab sie all ihr Geld bis auf den letzten Heller hin, damit das Kind für ein paar Monate versorgt und aufgehoben war, damit sie der Versuchung nicht nachgäbe, die in dem schwarzen Wasser auf sie lauerte.

Am Abend dieses Tages saß sie schon an einer anderen Wiege, in der ein bleiches, feines Wachspüppchen lag, schaute mit staunenden, fremden Augen auf die Pracht und den Glanz rings um sich her, betastete mit zitternden Händen den schweren, faltigen, grellroten Tuchrock, den sie anhatte, mit der großen, weißen, feingestickten Batistschürze darüber, die breiten seidenen Bänder eines phantastischen Kopfputzes, all diese bunten Lappen, mit denen reiche Mütter die kennzeichnen, die ihre Kinder mit dem Lebensquell tränken, den sie selbst ihrem Kinde versagen. Und sie rechnete sich aus, daß von dem unmenschlich vielen Gelde, das sie bekam, eine ganze Menge noch übrig blieb, das sie sparen konnte, ungerechnet die Geschenke, die sie bekommen würde, die ihr versprochen waren, wenn das Kind gedieh. Was hatte ihr der blasse vornehme Herr, der so ängstlich aussah, nicht alles versprochen, wenn das Kind gedieh, der Doktor hatte genug zu tun, um ihm immer wieder zu versichern, daß eine so gesunde Person wie diese unter Tausenden nicht einmal zu finden sei.

Dann war sie an seiner Seite in einem prächtigen Wagen durch die Straßen gefahren, die sie am Morgen so todmüde durchschlichen hatte, eine teppichbelegte Treppe hinaufgegangen, und hatte vor einer Wiege gestanden, in der ein winziges Wesen mit heiserem Stimmchen wimmerte. Eine ganz zarte, blasse Frau in einem hellblauen Kleide saß daneben mit gefalteten Händen, mit rotverschwollenen Augen, eine böse aussehende Person mit rotem Rock und mit einem hohen Kopfputz kramte im Zimmer umher.

Und dann legte sie das Kind an ihre Brust, das Kind, das nicht trinken wollte, seit den vier Wochen, da es auf der Welt war, das sich schreiend wehrte gegen alles, was mit ihm angestellt wurde.

Und auch gegen sie wehrte es sich, wollte nicht, stemmte sich mit seinen schwachen Kräften gegen ihre Brust. Aber das nutzte ihm nichts, mit sanfter Gewalt hielt die Lies es, und ein paar Atemzüge dauerte es, dann lag es still, saugte, trank, das verzogene Gesichten glättete sich, die krampfhaft geballten Fäustchen öffneten sich halb, es trank mit tiefen, durstigen Zügen trank unersättlich.

„Es trinkt" — die Mutter hielt den Atem an, ungläubig das Wunder anstaunend, der Vater hielt in seinem nervösen Aufundab im Zimmer ein und schlich sich auf den Zehen herzu, die Amme stapfte mit heftigen Schritten hinaus und schlug die Tür hinter sich zu, daß das Haus dröhnte, die Mägde aus der Küche kamen herbei. „Es trinkt unser Kind trinkt, unser Kind trinkt!"

Eine Stunde später lag das ganze Haus in heiliger Ruhe. Die junge Frau schlief den Schlaf tiefster Erschöpfung, höchster Erleichterung, und die Busche-Lies, die nun Lisette hieß, bewachte das Kind, das in seinem weißen Spitzennest schlummerte. Gott, was ein elendes Kindchen! Vier Wochen war es alt und viel weniger als ihr zehntägiges. Wie mochte das wohl jetzt nach der Mutterbrust schreien! Lisette fühlte, wie ihr die dicken Tränen aus den Augen liefen, in ihrem Halse würgte es, sie schluckte heftig, sie verbiß sich mit Gewalt ihren Kummer. Der Arzt, der vorhin gegangen war, hatte ihr mit strengster Mine eingeschärft: Vergnügt mußte sie sein, immer zufrieden, damit das Kind gedieh. Und wenn das gedieh, dann verdiente sie genug, um für ihr eigenes zu sorgen. Und am Sonntag durfte sies besuchen, das hatten sie ihr versprochen, ganz fest, das versprachen sie ihr die Tage nachher voller Angst, wenn die Sehnsucht gar zu arg wurde.

Die Lies lief unruhig in der kleinen Stube umher. Wenn die Erinnerungen über sie kamen, dann hielt es sie auf keinem Fleck. Früher war das nicht so schlimm, da hatte sie gearbeitet, daß sie am Abend schwer und müde auf ihr Bett sank, jetzt hatte sie mehr Zeit, jetzt dachte sie an viel, was ihr früher nie gekommen war. Ja, schwere Zeiten waren es gewesen, die ersten Jahre. Freilich, Not ums tägliche Brot hatte sie nie mehr gekannt. In dem reichen Hause blieb sie, bis der Junge sieben Jahre war und in die Schule mußte, und da hatte sie viel verdient, viel zusammengespart. In ihre immer offene Tasche fiel manches Fünffrankenstück, klimperte manch kleiner goldener Zehnfrank. Jede Woche in den ersten Monaten steckte ihr die junge Frau so einen dicken Taler extra zu und der Herr auch einen. Und kamen die Großeltern zu Besuch, dann nahm der weißbärtige vornehme Belgier die Lisette auf die Seite: „Daß Sie mir nur für das Kind gut sorgen", und wieder klirrte das Gold, und der Großmama kam es auch nicht darauf an.

Ja, die Leute hattens dazu, und der kleine Junge gedieh ja auch herrlich. Es war ein Spaß zu sehen, wie seine Bäckchen sich ausfüllten, wie sein schlaffes mageres Körperchen sich rundete. Und als die Lisette ihn an seinem ersten Geburtstage den Großeltern präsentierte, im Spitzenhemdchen in einem Korb voll Blumen sitzend, mit den strammen rosigen Beinchen strampelnd, mit den dicken Aermchen fuchtelnd und „Apa" krähend, da umarmte die alte Dame unter Tränen die Lisette, und der alte Herr kam mit einem Sparkassenbuch, darin war eine so hohe Summe gezeichnet, daß die Lisette vor Freude einer Ohnmacht nahe war und der Tag beinahe mit Jammer geendet hätte, denn der Junge bekam noch die Brust und die arge Aufregung schadete ihm — er kriegte Leibweh und schrie die ganze Nacht erbärmlich.

(Fortsetzung folgt.)